

# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Donnerstag, den 16. Februar 1832.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. S t r a u ß' sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Nachtrag zu Nr. 6 — 8 dieser Blätter.

Von J. J. Littrow.

Seit der kurzen Zeit der Mittheilung jenes Aufsatzes: „Über die häufigen Nebel des Septembers und Octobers des verfloffenen Jahres“ sind mir noch einige Nachrichten über diese Erscheinung selbst von sehr entfernten Orten zugekommen, die vielleicht an sich selbst nicht ohne Interesse sind, oder doch als Ergänzung des dort Gesagten hier nachgetragen werden sollen.

Zuerst muß bemerkt werden, daß dieser Nebel nicht bloß jene beyden Monate, sondern alle ihnen folgenden bis zum Februar d. J., und zwar die letztern Monate in einem ganz besondern Grade ausgezeichnet hat. So weit ich in dem meteorologischen Journale der Sternwarte zurückgehen kann, d. h. seit mehr als fünfzig Jahren, finde ich in unsern Gegenden keinen Winter, der so viele, so dichte und so anhaltende Nebel mit sich gebracht hat, als der Winter von 1831 auf 1832, da selbst das berühmte Nebeljahr von 1783, wenigstens in Beziehung auf die lange Dauer dieser Nebel, dem gegenwärtigen Jahre weit nachgesetzt werden muß.

Besonders merkwürdig aber wird diese Erscheinung durch die große Ausdehnung, über welche sie sich auf der Oberfläche unserer Erde erstreckt hat. Nach den darüber bereits erhaltenen Nachrichten läßt sich beynahе vermuthen, daß keine Gegend der alten und der neuen Welt davon ausgenommen war, wenigstens kein Continent; denn auf dem offenen Meere, selbst schon in der Entfernung von einer deutschen Meile vom Ufer, hat man, so viel ich bisher erfahren habe, diesen Nebel nirgends gesehen, vielleicht weil die Ausdünstungen des Wassers ihn neutralisiren, oder einen Niederschlag desselben erzeugen. Wie dem auch seyn mag, hier folgen einige der erwähnten Nachrichten, von denen ich wünsche, daß sie bald durch andere eben so verläßliche vermehrt werden mögen. Thatsachen und Facta brauchen wir, nicht unzeitige Hypothesen und vage Demonstrationen, die der erste Wind wieder verweht und die kaum den Tag ihrer Geburt überleben. Suchen wir zuerst den Grund zu legen, und überlassen wir es unsern allzeit fertigen Meteorologen, ihre theoretischen Lustschlösser nach Lust und Liebe zu errichten.

In Paris und im ganzen südlichen Frankreich bemerkte man diesen Nebel, der, so wie bey uns, noch jetzt dort anhält, schon in der Mitte des Augusts des vorigen Jahres. In den vereinigten Staaten von Nordamerika, besonders um New-York, war er gegen Ende Augusts bereits der Gegenstand des allgemeinen Gespräches. In Odessa sah man ihn schon am 9. August zum ersten Male, und er währt seitdem mit wenig Unterbrechung noch immer fort. An der westlichen Küste von Afrika, wo er besonders dicht seyn soll, wurde er, nach dem Berichte englischer Seefahrer, schon am 3. August bemerkt. Nozet, Capitän des französischen Generalstabs in Algier, schrieb an seine Freunde in Paris, daß er seit Anfang Augusts jeden Tag, wo die anhaltenden, dichten Nebel nur überhaupt die Sonne sehen lassen, dieses Gestirn in einer sonderbaren, blaugrünen Farbe erblickte. In Annapolis, an der Chesapeakbay (39° N. Br.) war seit jener Zeit die ganze Gegend immerwährend mit einem dem Sonnenlichte undurchdringlichen Nebel bedeckt. In Sibirien, besonders in der Gegend am Baikalsee, war, außer den dichten Nebeln, die man auch dort bemerkte, der Himmel in den ersten Abendstunden und oft selbst bis gegen Mitternacht so stark roth gefärbt, daß man zu einer Zeit, wo sonst dort vollkommen finstere Nacht ist, eine kleine Schrift, ohne Hülfe eines andern Lichts, noch sehr gut lesen konnte. Diese Röthe, welche auch in Deutschland und Italien, so wie bey uns, häufig genug bemerkt wurde, war kein nordlichtartiger Schimmer, wie Manche glauben, da er in seiner Stellung am Horizonte, in seiner Dauer, in seiner Farbe und in seiner ganzen Gestalt und Zeichnung von dem Nordlichte verschieden war. Eben so wenig ist er mit der gewöhnlichen, sogenannten Abendröthe zu verwechseln, da diese im günstigsten Falle nur Statt hat, so lange die Sonne nicht tiefer als 18 Grade unter dem Horizonte steht, während jenes Licht selbst bey einer Tiefe der Sonne von 25 Graden, in vielen Gegenden noch sehr lebhaft war. Wenn diese sonderbare und so häufige Beleuchtung des Himmels mit jenen Nebeln im Zusammenhange steht, wie es denn so scheint, da beynahe überall beyde Phänomene zugleich anfangen, so ist es möglich, daß dieses Licht nur ein Reflex des Nebels selbst war, und daß daher dieser Nebel sehr hoch über unsere Erde, selbst weit über die Grenze desjenigen Theils unserer Atmosphäre sich erstreckte, die noch das Sonnenlicht zu reflectiren im Stande ist.

In den meisten der oben erwähnten Gegenden konnte man an den nebligsten Tagen die Sonne, selbst um Mittag, mit freyen Augen anblicken, ohne von ihrem Lichte geblendet zu werden. An der Westküste Afrika's wurde dieses Gestirn durch mehrere Wochen erst sichtbar, wenn es sich 15 oder 20 Grade über den Horizont erhoben hatte. Merkwürdig ist dabey, daß man, wenn auch oft die Tage durch den dichtesten Nebel getrübt waren, doch bey Nacht so oft die Sterne sehen konnte, eine Erscheinung, die auch bey uns Statt hatte, wo die Tage häufig trüb und dunkel, die Nächte aber rein und sternenhell waren. Am merkwürdigsten aber scheint mir die ganz eigene Farbe, welche zu jener Zeit die Sonne und der Mond so oft angenommen hatten. Ich sage, zu jener Zeit, im September und October, denn seit dem November haben wir beynahe keine Sonne mehr gesehen, und wissen daher auch von ihrer Farbe nichts mehr zu sagen. Wenn uns diese beyden Gestirne auch sonst zuweilen in einem ungewöhnlichen Lichte erschienen, so war die Farbe derselben immer mehr oder weniger roth, während sie in jenen Tagen ins Blaue oder ins Grüne überging. Die Farben, welche aus dem Reflex des Sonnenlichts von Wolken oder

Nebelschichten entstehen, sind immer röthlich oder purpurfarbig, wie dieß bekanntlich bey unvollkommen diaphanen Gegenständen, wie Wolken und Nebel, nicht anders seyn kann. Aber Blau oder Grün wird sich so leicht nicht erklären lassen. Sollte dieser Nebel eine Dunstart, ein Gas enthalten, das die Eigenschaft hätte, das weiße Licht der Sonnenstrahlen blau oder grün zu färben? Unsere Chemiker kennen wohl mehrere solcher Gase in ihren Laboratorien, aber werden unsere Meteorologen uns auch eines in jenem großen Laboratorium über uns nachweisen können, wo die Natur Tag und Nacht so thätig arbeitet, wenn sie gleich nicht dafür gezahlt wird! — Auf jeden Fall werden diese Herren gut thun, ihre Erklärungskunst zuerst an dieser blaugrünen Farbe zu versuchen, das Übrige wird sich dann wohl aus diesem finden.

Es sey mir erlaubt zur bessern Vergleichung noch einige Nachrichten über den oben erwähnten Nebel des Jahres 1783 hinzuzufügen. — Man beobachtete ihn ununterbrochen von dem nördlichen Afrika bis zum Nordcap und in derselben Breite auch in Asien und in Nordamerika. Auch auf den höchsten Alpen in der Schweiz wurde er bemerkt. Er dauerte durch die zwey Monate Junius und Julius. Er wurde weder von heftigen Stürmen, noch von Plagregen vertrieben. Er schien aus den obersten Gegenden der Atmosphäre sich auf die Erde herabzulassen, weil seine Ankunft oder seine Zu- und Abnahme von der Richtung des Windes ganz unabhängig war. Er verbreitete öfter, aber nur an gewissen Tagen, einen unangenehmen Geruch. Die Nächte dieser beyden Monate waren größtentheils, selbst bey dem Neumonde, ungewöhnlich hell, so daß man entfernte Gegenstände, wie etwa sonst zur Zeit der ersten Abenddämmerung, selbst um Mitternacht, noch deutlich erkennen konnte. Endlich war er, während sonst alle Nebel feucht sind, ungemein trocken, wenigstens wirkte er beynähe gar nicht auf das Hygrometer. Die Leser werden von selbst die Analogie dieses Nebels mit unserm gegenwärtigen erkennen.

Unter den vielen Hypothesen, die man uns über dieses Phänomen bereits aufgetischt hat, spielen auch, wie zu erwarten war, die Kometen ihre Rolle. Die Kometen müssen sich nun einmal immer, so oft die Herren nicht recht fertig werden können, als Nothschüsse und Lückenbüßer brauchen lassen. — Ich bin keineswegs gemeint, es mit allen den Theorien aufzunehmen, mit welchen man uns bereits beschenkt hat, und ohne Zweifel noch ferner reichlich beschenken wird. Aber ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß dabey wenigstens die Kometen verschont bleiben möchten. Denn erstens erklärt eine solche Erklärung eigentlich gar nichts, und wir alle werden um nichts klüger, wenn man uns sagt, daß dieser Heerrauch von einem Kometen kommt, oder daß er seinen Ursprung dem Umstande verdankt, daß Venus mit Mars in Conjunction, oder daß Jupiter der Regent dieses Jahres ist. Zweytens gab es im Jahre 1831 gar keinen Kometen, da von den beyden letzten, die wir gesehen haben, der eine am 28. December und der andere am 9. April 1830 durch ihre Sonnennähe gegangen, und auch beyde viel zu klein und zu weit entfernt gewesen sind, um zu einer solchen Erklärung gebraucht, ja auch nur gemißbraucht werden zu können. Drittens wird es selbst dem rüstigsten Hypothesenschmiede auffallen, daß wir mehrere Monate lang mit unserer ganzen Erde in dem Schweife eines Kometen herumschwimmen sollen, während wir doch von dem Kopfe dieses Kometen überall keine Spur entdecken können. Endlich wird es auch der Billigkeit gemäß seyn, unschuldige Nachbarn in Ruhe zu lassen, besonders wenn wir be-

denken, daß sie Jahrhunderte lang, wahrlich ohne ihr Dazuthun, unsrerer Sündenböcke spielen mußten; daß kein Krieg, kein Hunger und keine Pest da gewesen ist, von der nicht sie die Schuld getragen haben, ja daß sie sogar, wie der Komet von 1456, als unmittelbare Boten der Hölle öffentlich verdammt worden sind. Was nun erst gar die beyden Kometen betrifft, welche in dem gegenwärtigen Jahre im May und November erscheinen werden, so ist an irgend eine Schuld derselben an unsern Nebeln oder an unserer Epidemie vernünftiger Weise nicht zu denken. Denn beyde sind so klein, und werden selbst zur Zeit ihrer größten Nähe bey der Erde noch so weit entfernt seyn, daß man in Europa den ersten wahrscheinlich gar nicht, und den andern nur durch Fernröhre sehen wird. Zur Zeit des Anfangs jener Nebel, d. h. im August 1830 aber waren beyde über 107 Millionen deutscher Meilen von der Erde entfernt, also über fünfmal weiter als die Sonne, die doch eine Kanonenkugel erst in 10 oder 11 Jahren erreichen würde. Zwar hat man auch von den hundert Millionen Meilen langen Schweifen der Kometen gesprochen, durch die unsere Erde gehen könnte, wenn sie gleich von dem eigentlichen Kometen noch sehr weit entfernt bleibt. Aber ohne mich hier auf eine umständliche Widerlegung dieser Meinung einzulassen, wird es genug seyn, zu bemerken, daß die Anwendung dieser Meinung auf den gegenwärtigen Fall ganz ohne Grund, und eine wahre Verleumdung ist, weil diese beyden armen Kometen gar keinen Schweif haben.

Wien am 9. Februar 1832.

### Aus dem Tagebuche meiner Reisen.

Von Major von Prokesch.

(F o r t s e t z u n g.)

Hector folgt der Pflicht, „zu kämpfen im Vorderkampfe der Troier,“ aber seine Seele ist voll der düsteren Ahnung, daß Iliions Untergang im Rathe der Götter beschlossen sey. Schmerzlicher denn Alles tritt vor ihn das Bild, wie ein Mann der Achäer sein theures Weib mit sich fortreißt, damit sie in fernem Lande ihm Dienerinn sey. Und auf sie deuten wird man — so foltern seine Gedanken ihn weiter — und sagen: diese war Hectors Weib, des tapfersten Helden im Volke der Kassebezähmenden Troier, da Iliions Stadt sie umkämpften. Aber früher decke mich Todten der aufgeworfene Hügel — betheuert er — bevor ich von deinem Jammerrufe und deiner Entführung höre! (VI. 465.)

Und er will sich beugen noch einmal nach dem Sohne,

„Aber zurück an den Busen der schöngeürteten Amme  
Schmiegte sich schreyend das Kind, erschreckt vom leiblichen Vater,  
Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Mähne des Busches,  
Welchen es fürchterlich sah vom oberen Helme herabwehn.“

Da lächelte der Vater, küßte sein liebes Kind und wiegte es sanft auf den Armen, flehte dann zu den Göttern für dessen Wohl, und da er es reichte den Armen der liebenden Gattinn, und sah, wie sie, lächelnd mit Thränen im Blicke, es nahm, da übermannet ihn die Wehmuth: doch lieblosend sagt er:

„Nemes Weib! nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!  
Nie wird gegen das Loos mich ein Mann hinsenden zum Ais,  
Doch dem Verhängniß entrinnt kein Sterblicher!“ (VI. 485.)

Jetzt setzt er den Helm auf's Haupt und geht; Paris aber schreitet ihm zur Seite. —

Raum daß Hector und Paris die Thronen wieder erreichten, so erhöht sich der Muth Aller und die Danaer leiden Verlust an tapferen Männern. Ein neuer Zweykampf wird versucht: Hector fordert ihn; — die Achaier starren einen Augenblick — dann springt Menelaus hervor — Nestor erregt die Helden, neun erheben sich, und Ajax der Telamonier gewinnt das Loos (VI. 185).

„Lächelnd mit finstern Grinste des Antlitzes“ schreitet er vor mit mächtigem Schritte und schwingt die erhobene Lanze. Die Danaer erfreuen sich seiner;

„Aber dem trojischen Volke durchschauerte Schrecken die Glieder,  
Selbst dem Hector begann sein Herz im Busen zu schlagen.“ (VI. 215.)

Der Kampf beginnt; mit Lanze, Speer und Feldstein ringen die Helden und der Sieg neigt sich beynah auf Ajax Seite; da kommt die Nacht, und Herolde trennen die Kämpfer, die achtungsvoll Geschenke tauschen.

Rathsversammlung vereint in der Nacht die Fürsten der Danaer sowohl als jene der Troier und ihrer Genossen. Die Heere scheinen die einen zu den Schiffen, die andern in die Stadt zum größern Theile wenigstens zurückgekehrt. Denn um Agamemnons Gezelt war die Versammlung (VII. 313) wie dort „vor Priamos hohem Pallaste“ (VII. 346); und am nächsten Morgen wandelt der trojische Held Idäos hinab zu den räumigen Schiffen, um dort den Argivern den Beschluß kund zu machen, Helenen nicht herauszugeben, wohl aber die aus Argos Burg geraubten Schätze (VII. 372). Neben dem Hinterschiffe Agamemnons ist es, wo der Herold die Fürsten vereinigt findet (VII. 383). Aber auch die Heere mußten zurückgegangen seyn, denn Nestor schlägt vor: eine gethürmte Mauer zum Schutz für Lager und Schiffe zu erheben und einen Graben um sie zu ziehen, „daß nicht einst andränge die Macht hochherziger Troier“ (VII. 340); hiezu aber mußte man die Leute bey den Schiffen haben.

Waffenruhe wird von beyden Seiten verlangt und gewährt, um die Todten zu begraben. Hiezu wird dieser Tag verwendet, und der folgende. An dem einen holen sie Leichen und Holz; an dem andern vollziehen sie die Verbrennung, traurigen Herzens, auf dem Schlachtfelde selbst, und nachdem das Werk gethan, kehren die einen zur heiligen Ilion, die andern zu den räumigen Schiffen zurück (VII. 430). In der Nacht zum dritten Tage

„Als noch nicht der Morgen erschien, nur grauende Dämm'ung,  
Jeho hob um den Brand sich erlesenes Volk der Achaier,  
Einen Hügel umher erhoben sie, draußen versammelt,  
Allen zugleich im Gefild; und neben ihm bauten sie eilig  
Eine gethürmte Mauer, sich selbst und den Schiffen zur Schutzwehr.  
Drin auch bauten sie Thore mit wohl einfügenden Flügeln,  
Daß bequem durch solche der Weg war Rossen und Wagen,  
Draußen umzogen sie dann mit tiefem Graben die Mauer  
Breit umher und groß, und drinnen auch pflanzten sie Pfähle.“ (VII. 435.)

Mit Untergang der Sonne stand dieß Werk vollendet, und da Schiffe von Lemnos angekommen waren mit Lebensmitteln und manchen Vorräthen, so erfreuten sich die Achaier tief in die Nacht hinein; ein Gewitter am Himmel schreckte sie aber, denn der Donner zürnte, daß sie das Werk der Mauer begannen und vollführten, ohne den Göttern zuvor Hekätomben zu bringen. —

Der große Lagerwall zog also nahe an dem Throsmos oder der gemeinschaftlichen Begräbnißstätte hin, und diese mag in der Gegend gelegen haben, wohin die Kaufferische Karte sie setzt, denn sie war etwas entfernt von den Schiffen (VII. 334) im Gefilde. Ich denke, daß Lechevalier zu weit geht, wenn er in dem Erdriß zwischen Zenikoe und Antilochus Tumulus einen Rest des Gra-

bens erkennen will. Wahr aber bleibt, daß diese Spaltung sich nicht wohl durch Wassergewalt erklären läßt, indem die Lage des Hügels dort keinen Andrang aus dem Inneren strömender Wässer zuläßt, und von Außen das ägeische Meer wohl die ganze Uferwand vom sigäischen bis zum trojischen Vorgebirge schmälern, nicht aber einen Querriß mitten durch dieselbe hervorbringen konnte. Vielleicht that Erdbeben hiebey das Beste, oder ist dieser Graben der Rest eines Werkes der einstigen Bewohner Sigeions.

Von dem Olymp nach dem Gargeros fuhr der Donnerer Zeus, „wo er die Stadt der Troier umfah und die Schiffe Achaia's“ (VIII. 52), und wehrte den Göttern Theil an dem Kampfe zu nehmen, der nun begann. Die Troier eröffneten das Gefecht. Es wurde an derselben Stelle wie die frühere Schlacht geschlagen; bis zu Mittag schwankte die Entscheidung, dann schreckte Gewitter die Achaier, — sie wichen, durch Hector gedrängt. Dieser meint schon Nestor zu erreichen, da wirft sich ihm der Tideoide mit den Rossen des Aeneas entgegen. Aber auch dieser weicht, da ihm der Blitz Kronions dicht vor dem Gespann in die Erde fährt, und Nestor die Zügel wendet. Hinter ihm drängt Hector mit spottendem Zuruf nach, und die Seele locht dem starken Diomedes,

„Dreymal sann er umher in des Herzens Geist und Empfindung,  
Dreymal scholl vom Ida das Donnergetön des Kronion.“ (VIII. 170.)

da magt er nicht, die Rosse umzulenken; — er stürzt nach den Schiffen, er, der die letzte Hut der Achaier bildete; hinter ihm aber würgen die Trojer.

Die Danaer vertheilten sich am Wall.

„Dort, so viel von den Schiffen zum Wall und Graben sich ausdehnt,  
Woll war Alles von Rossen und schildgewappneten Männern  
Dicht gedrängt“ (VIII. 215)

und Agamemnon ruft ihnen Muth zu, indem er

„ . . . . . betrat des Odysseus dunkles Meerschiff,  
Welches die Mitt' einnahm; daß benderseits sie vernähmen  
Dort zu Ujar Gezelten hinab, des Telamoniden  
Dort zu des Pelcionen, die Beyd' an den Enden ihr Schiffsheer  
Aufgestellt, hochtrogend auf Muth und Stärke der Hände.“ (VIII. 225.)

Während der stürmende Hector schon den Brand der Schiffe im Geiste leuchten sieht, jagt Agamemnon und glaubt den Untergang der Seinen gewiß; nicht mehr um Sieg, nur um Rettung fleht er zu Zeus, da schwebt ein Adler über den Schiffen und vor Zeus Altar wirft er ein Hirschkalb, das er trug; — dieß Wunder erhebt den Muth der Danaer so, daß sie ins Feld hinausstürzend, der Troier sich erwehren (VIII. 250). Diomedes, Idomeneus und Meriones, — Ujar und Teukros, die Telamoniden! — Agamemnon und Menelaus halten den Kampf gegen die Schaaren des Hector. Dieser aber siegt abermals ob, und wirft die Danaer zurück über Graben und Pfähle.

Da kam die Nacht, zu früh den Troiern, erfesht den Achaiern. Hector führte das Heer etwas zurück, abwärts von den Schiffen zum Strom, wo noch rein das Gefild aus umliegenden Leichen hervorschien (VIII. 490); dann befahl er Lebensmittel aus der Stadt zu holen, Feuer anzuzünden, damit die Danaer nicht etwa heimlich entflöhen — in der Stadt aber auf strenger Hut zu seyn, „daß kein Trupp' einschleich' in die Stadt, da die Krieger entfernt sind.“ (VIII. 522.)

Wohin aber hatte Hector die Seinen zurückgeführt, an den Simois? — an den Skamander? — Nicht so ferne, sondern nahe genug, um jede Bewegung der Danaer hinter ihrer Mauer zu erspähen, und sie fürchten zu machen für nächtlichen Angriff (X. 101), also blieb ihm die Vereinigung beyder Flüsse

im Rücken, und Homer nennt ausdrücklich den Kanthos d. i. den Skamander; diesen Namen aber trugen auch beyde Flüsse nach ihrer Vereinigung.

„Sie dort, muthig und stolz, in des Krieges Abtheilungen rasend,  
Säßen die ganze Nacht; und es loderten häufige Feuer.  
Wie wenn hoch am Himmel die Stern' um den leuchtenden Mond her  
Scheinen im herrlichen Glanz, wann windstill ruhet der Ather; ;  
Hell sind alle Warten der Berg', und die jactigen Gipfel,  
Thäler auch; aber am Himmel zertheilt endlos sich der Ather;  
Alle schaut man die Stern'; und herzlich freut sich der Hirte;  
So viel, zwischen des Kanthos Gesild und den Schiffen Achaia's  
Loderten, weit umstrahlend vor Ilios, Feuer der Troier.  
Tausend Feuer im Feld entkammten sie; aber an jedem  
Säßen fünfzig der Männer, im Glanz des lodernden Feuers.  
Doch die Rosse, mit Spelt und gelblicher Gerste genähret,  
Standen bey ihrem Geschir', die goldene Früh' erwartend.“ (VIII. 552.)

Die Fürsten der Achaier indessen halten traurige Versammlung in des Königs Gezelte. Agamemnon rath zur Flucht; aber Diomedes und Nestor tadeln diesen Vorschlag und regen den Muth an. Siebenhundert Jünglinge unter sieben Führern werden als Vorwache außer dem Walle gelagert. — Ajax, der Städteverwüster, Odysseus und der greise Phönix gehen zu Achilles, Veröhnung im Namen Agamemnons zu sehen, und Braut und Mitgab an Städten und ungeheure Schätze ihm bietend. Dieser mit edlem Willkomm die Helden empfangend und gastlich ehrend, verweigert jedoch ihre Bitte, und droht sogar, daß er das Heer verlassen werde. Morgen, sagt er,

„Wirst du schaun, so du willst und solcherten Dinge dich kümtern,  
Schwimmen im Morgenroth auf dem stutenden Hellespontos  
Meine Schiff' und darin die eifrig rudernden Männer;  
Und wenn glückliche Fahrt der Gestaderschütterer gönnet,  
Möcht' ich am dritten Tag in die schollige Phria gelangen.“ (IX. 360.)

Doch widerruft er, selbst in verweigernder Rede, diese Drohung, denn er erklärt, daß er nicht eher des blutigen Kampfes gedenken wolle, bis nicht Hector die Gezelte und Schiffe der Myrmidonen erreicht habe und mit Flammen gefährde. (IX. 650.)

(Die Fortsetzung folgt.)

### L i t e r a t u r.

„Der Mensch als Kind, oder: Darstellung einer auf naturgemäße Grundsätze gegründeten, physisch-moralischen Pflege des Kindes von der Geburt bis zu den Jahren der Pubertät.“ Für Eltern, Erzieher und Menschen im höhern Sinne des Wortes von Raphael Ferdinand Hussian, vormaligem Supplenten des Lehramtes der theoretischen Geburtshülfe an der hohen Schule zu Wien u. s. w. Wien, 1832. Im Verlage von Franz Tendler.

Dieses in einem klangvollen Stanzendreier, der eine reizende Allegorie bis zum Ende durchführt, Deutschlands liebevollen Müttern gewidmete Buch, ist eine höchst interessante Erscheinung. Der Hr. Verfasser hat hier ein Thema erfaßt, das zwar schon oft behandelt, aber immer noch nicht ganz erschöpft wurde, ein Thema, das das Heiligste des äußern Menschenlebens, eine vernunftgemäße, physisch-moralische Pflege des Kindes bezieht, und darum nicht oft genug wieder aufgenommen werden kann. Hr. Hussian geht von dem Grundsatz aus: daß die Bildung des Menschen schon von seiner Geburt beginnen müsse. Wer fühlte nicht die Wahrheit dieser Maxime! Schon Hippokratès erkannte diesen Grundsatz an, Frank, Müller und andere führten ihn weiter aus, und Hr. Hussian gibt uns dasselbe hier in einem sehr eindringlichen Vortrage zu vernehmen. Seine Worte sind geharnischt, und es ist gut, daß sie es sind, denn gewissen Irthümern sollte man immer bewaffnet gegenüberreten. Wenn gleich das, was der Hr. Verfasser hier gibt, nicht durchaus neu ist, wenn man gleich manchen alten Bekannten begegnet, so wird dadurch der Werth des Buches nicht verringert. Hr. Hussian mußte, wenn er anders auf Kosten der Wahrheit nicht originell seyn wollte, und wir

freuen uns, daß er auf diese gefährliche Ehre verzichtete — seinen Vorgängern Vieles verdanken. Er thut dieß mit der dem ächten Verdienste eigenen Bescheidenheit und erhebt sich durch die geistvolle Verbindung des Ererbten mit der eigenen Errungenschaft über den gewöhnlichen Compilatorentroß. Der Hr. Verfasser hat seinen Gegenstand erschöpft. Sein Werk ist ein Noth- und Hülfsbuch für Mütter und Erzieher, von dem Referent wünscht, daß es auch in andere Sprachen überfetzt würde. Hr. Hussian's Sprache ist geläufig und blühend, oft zu blühend für ein Lehrbuch. Der Ernst des Gegenstandes leidet zuweilen Eintrag durch das zu prunkreiche Gewand des Ausdrucks. Wir beklagen, daß der Hr. Verfasser Rousseau's Ideen außer Acht gelassen. Der Genfer Weise hat eine vielgestimmte Stimme in dem Gebiete der Erziehungskunde. Mit der Nachschreibung des Autors sind wir nicht einverstanden. Will er die aus dem Griechischen entnommenen Ausdrücke des griechischen Noctes entkleiden, sollen sie sich der deutschen Buchstabentabulatur fügen — wir rechten darüber nicht mit ihm — so hätte er bey diesem Bestreben auch consequent bleiben, mit dem griechischen  $\psi$  auch das griechische  $\psi\eta$  schreiben, und das auf dem Titel befindliche  $\psi\eta\sigma\iota\sigma\tau\epsilon$  in ein  $\psi\eta\sigma\iota\sigma\tau\epsilon$  verwandeln, auch  $\psi\eta\sigma\iota\sigma\tau\epsilon$  in  $\psi\eta\sigma\iota\sigma\tau\epsilon$  metamorphosiren, und den eigenen Taufnamen  $\psi\eta\sigma\iota\sigma\tau\epsilon$  in einen modernen  $\psi\eta\sigma\iota\sigma\tau\epsilon$  umsetzen sollen. Wir wünschen Deutschland eine Sprachakademie, aber keine Crusca. Die Verlagshandlung hat für ein gefälliges Auseres gesorgt.

„Der Rahlberg und seine Umgebung, oder: die nördlichen Gebirgsungebungen Wiens,“ nach ihrer geographischen und historischen Bedeutsamkeit dargestellt von A. J. Groß. Nebst naturhistorischen Momenten von Johann Reauz. Wien, 1832, bey Franz Tendler.

Unter den in neuester Zeit häufiger als je erscheinenden Werken, welche die Literatur der Vaterlandskunde bereichern oder wenigstens vergrößern, erscheinen Monographien einzelner Gegenden besonders ansprechend, da sich, je beschränkter der Gegenstand, eine um so erschöpfendere Behandlung desselben erwarten läßt. — Kaum schien es jedoch glaublich, daß der so bekannte, erst in neuerer Zeit so ausführlich beschriebene\*), weder durch Höhe, noch besondere geographische Merkwürdigkeit ausgezeichnete Rahlberg genügenden Stoff zu einem Buche liefern sollte, und wir waren daher überrascht, in diesem Werkchen des Verfassers Aufgabe, in so fern sie darin bestand, dem mit der Geschichte Oesterreichs und den Umgebungen Wiens weniger bekannten Besucher des Berges einen brauchbaren Wegweiser, und unterhaltenden Gefährten mitzugeben, recht glücklich gelöst zu sehen.

Die Rubrik: „Bilder aus der Zeit“ gibt manches Anziehende, und die eigentlichen topographischen Schilderungen, besonders der angehängte, sehr zweckmäßige Wegweiser, der die Brauchbarkeit des Ganzen sehr vermehrt, lassen uns bey der sehr gewandten, ansprechenden Schreibart des Verfassers kleinere Mängel leichter übersehen\*\*).

Die Ausstattung des Buches ist hübsch, nur leider durch viele theils angezeigte, theils nicht angezeigte Druckfehler entstellt. E.

\*) In der kirchlichen Topographie von Oesterreich.

\*\*) So z. B. p. 21 — 27 die Mangelhaftigkeit der ganz aus Flügel's „Geschichte der Hofnarren“ entlehnten Notizen über Weigand von Theben, p. 88 die arge Verwechslung von Kreuzenstein mit der Festung Raab, p. 102 die Richterwähnung der sehr interessanten kleinen Gemäldesammlung im fürstlich Liechtenstein'schen Gebäude am Leopoldsberg, p. 157 die warme Vertheidigung zweidwiger Restaurationen u. s. w.

## M o d e b i l d VII.

Kleid von Gaze: Mouffeline, mit Gold und farbiger Seide eingewirkt; die Gürtel um die Brüste ist von farbigen Fellen; die Falbe von Blonden. Die andere Dame hat ein Kleid von Crepp mit Säumen und Atlasbändchen, beyde nach Originalen von Hr. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Die Coiffüre ist nach einem von Hr. Th. Zepelt, bürgl. Damenfriseur (am Graben, im Trattnerhose, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) ausgeführten Original gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.